

# Der kleine Bund

## Unmenschlichkeit mit System – über Jahrhunderte

**Administrative Zwangsmassnahmen** Ausgegrenzt, verhaftet, verdingt: Auf einem Rundgang führt Historiker Daniel Schläppi zu Schauplätzen eines unrühmlichen Kapitels der Stadt Bern.

Michael Feller

Sie bauten die Stadtmauern, später rissen sie sie wieder ab. Sie zogen strassefegend durch die Stadt – und im Umland dienten sie als billige Arbeitskräfte auf Bauernhöfen. Menschen am Rand der Gesellschaft wurden jahrhundertlang teils unter widrigsten Umständen ausgebeutet. Heute wird das Thema der Verdingkinder breit aufgearbeitet. Zahllose Minderjährige wurden bis in die 1960er-Jahre in die Landwirtschaft vermittelt, heute bemüht sich die Eidgenossenschaft um Wiedergutmachung. Auf Initiative von Walter Zwahlen, ehemals Präsident der Organisation Netzwerk-Verdingt, hat Daniel Schläppi einen Stadtrundgang entwickelt, der in der Stadt Bern die Narben der administrativen Zwangsmassnahmen aufzeigt. Er fasst das Thema weiter – denn es war bei weitem nicht ein System, das sich auf die ländlichen Gebiete beschränkte. Die Zwangsarbeit führt auch weit in die städtische Geschichte zurück. Sie hatte Tradition.

### Menschen waren ein Kostenfaktor

«Der Begriff administrative Zwangsmassnahmen ist meiner Meinung nach irreführend. Er suggeriert ein anonymes Verwaltungsbürokratiwesen als Täter-schaft. Tatsache ist, dass die Praxis im Versorgungswesen bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht», sagt Schläppi. Den Nährboden dafür bot die grosse Selbstverwaltung der Gemeinden, wo Dorfeliten in Millizbehörden das Vormundchaftswesen besorgten und über Schicksale entschieden. Sie waren zuständig für das Armenwesen – und sind es mancherorts noch heute.

Weil in der Schweiz bis weit ins 19. Jahrhundert keine direkten Steuern erhoben wurden, fehlte das Geld. Und so wurden Menschen am Rand der Gesellschaft erst einmal als Kostenfaktoren gesehen.

Dass für Randständige stets die günstigste und nicht die beste Lösung gewählt wurde, war bis vor wenigen Jahrzehnten die Regel. Am billigsten kam es, wenn die Kinder arbeiteten. Das Schicksal etwa der Verdingkinder auf den Bauernhöfen ist in dieser Ausgangslage angelegt. «Das Verdingwesen geschah nicht verborgen in Amtsstuben. Alle wussten davon, man muss von einer Kollektivschuld der Gemeinschaft sprechen», sagt Daniel Schläppi.

Kinderarbeit war nicht die einzige Form der Zwangsarbeit. Auf der Fussgängerpasselle beim Bahnhof am Bollwerk zeigt Daniel Schläppi in Richtung Schützenmatte. «Hier stand das Schellenhaus.» Bis zu 180 Menschen waren hier interniert, und zwar ausschliesslich nicht bürgerliche Gefangene. Nebst Schwerverbrechern auch «Arbeitscheue», Alkoholiker, Ehebrecherinnen. Bernburger mit denselben Problemen waren in einem Nebengebäude des Burgerspitals, in der «Spinnstube»



Bis weit ins 19. Jahrhundert wurden die Berner Gassen von Gefangenen in Zwangsarbeit gereinigt. Bild: PD/Burgerbibliothek Bern

im «Hinteren Falken» untergebracht.

### Verpiffen und weggesperrt

Gefangene errichteten etwa die Stadtmauer oder waren am Bau von Bahndämmen beteiligt. Schläppi zeigt eine Illustration, auf der angeketete Frauen die Strasse reinigten. Nicht die Tatsache, dass Menschen im Strafvollzug eine Arbeit für die Allgemeinheit leisteten, ist stossend. Sondern die Gründe, weshalb

Menschen dazu gezwungen wurden. Leute wurden weggesperrt, weil sie aufgrund ihrer Biografie nicht genehm waren, weil sie unehelich geboren worden waren, «manchmal auch bloss, weil jemand sie angeschwärzt hatte», sagt Daniel Schläppi.

Der Rundgang beinhaltet auch Überraschendes. Eine Station ist das ehemalige Waisenhaus, wo heute die städtische Polizeiwache untergebracht ist. «Viele denken, dass es sich um eine soziale Institution gehandelt hat,

aber das ist nur die halbe Wahrheit», sagt Schläppi.

Das Waisenhaus nahm nur sehr selektiv Kinder auf. Sie mussten von «ehelicher, ehrlicher und bürgerlicher Geburt» sein und sollten nicht mit «Bastarden, Fündelinen und der gleichen aussert der Ehe erzeugten Kindern» gemischt werden, wie ein Reglementsentwurf von 1746 festhielt.

Es ging hier darum, die Nachkommen der Bürgerschaft vor dem sozialen Abstieg zu bewahren und zu bilden. Sie sollten nicht mit der marginalisierten Gruppe vermischen. Das Waisenhaus reproduzierte die Gegensätze der Ständegesellschaft. Illegitim geborene Kinder wurden im Umland verdingt.

### Wer einmal auf der Liste ist ...

Schläppi wirft auf dem Rundgang auch einen Blick auf die Gegenwart. An der Predigergasse ist das Amt für Erwachsenen- und Kinderschutz. In den letzten Jahrzehnten hat im Umgang mit Menschen aus belastetem Umfeld eine umfassende Professionalisierung stattgefunden. Für ihn ist aber auch sie zweischneidig: Einerseits gebe es Massnahmen aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse. Andererseits

bleibe das Problem: «Wer einmal ein Fall auf einer Liste ist, kommt so schnell nicht wieder aus den Mühlen heraus.»

Wir sind am Kornhausplatz angelangt. Hier fand das «Knechteding» statt. Noch bis 1950 boten sich die unterprivilegierten Menschen der Gesellschaft öffentlich für den Dienst als Knecht oder Magd an. Eine Form des Menschenhandels. Wer Glück hatte, kam an einen Ort, wo seine Arbeitskraft zwar ausbeutet wurde, er aber ansonsten ein würdevolles Leben führen konnte. Wer Pech hatte, wurde wie Vieh behandelt, geschlagen oder sexuell missbraucht. Mit seinen Fotoreportagen löste Paul Senner eine öffentliche Diskussion über die sozialen Missstände aus.

Die Verdingkinder sind also «nur» ein Aspekt eines ganzen Zwangsarbeitssystems mit jahrhundertelanger Tradition – wenn auch ein riesiges Unrecht, das zahlenmässige Ausmass spricht für sich.

Schläppi hat bereits Rundgänge mit Betroffenen durchgeführt. Für viele sei die eigene traumatische Geschichte mit Scham behaftet. Es sind Geschichten der Entmenschlichung und der Demütigung. «Auf dem Rundgang sind aber angeregte Gespräche entstanden», sagt Schläppi. Er hat den Eindruck, dass die Wiedergutmachung in Form von Geld für viele Betroffene gar nicht im Vordergrund steht. «Wichtig ist für sie, dass über das Thema gesprochen wird und die Menschen von heute von der damaligen Ungerechtigkeit erfahren.»

Stadtrundgang Kehrseiten.  
Nächste Rundgänge: 1. Mai, 15. Mai, 5. Juni, jeweils 14 Uhr, Parkterrasse am Bahnhof Bern. Anmeldung an daniel.schlaeppli@bluewin.ch



Daniel Schläppi betont auf dem Rundgang «Kehrseiten» die Kontinuität der administrativen Versorgung. Foto: Raphael Moser

«Wichtig ist für sie, dass die Menschen von heute von der damaligen Ungerechtigkeit erfahren.»

Daniel Schläppi über Betroffene und deren Sicht.

TV-Kritik «Tatort»

### Ein Kölner Fall mit viel Gefühl

Nicola und Max mögen sich, aber Nicola ist Journalistin – und Max ist Polizist. Nicht irgendeiner, natürlich, sondern Max Ballauf (Klaus J. Behrendt), seines Zeichens im bereits 90. Fall ermittelnder Polizeihauptkommissar in Köln, und als solcher vielleicht der Letzte, der sich intimer mit der Presse unterhalten sollte.

Das ist er eigentlich schon, der Plot im neuen «Tatort» aus Köln. Ballauf, der «Streuner», wie sie dem notorischen Single im Kommissariat schon sagen, hat seit drei Monaten eine Freundin, für seine Verhältnisse ist das lang. Das Publikum ist nahe dran an der Liebelei, die Ermittlung im eigentlichen Fall um einen toten Erpresser läuft lange Zeit eher so neben der Romanze her, die in diesem ersten Filmdrittel inszeniert wird (Regie: Torsten C. Fischer) wie ein Altersstück im Abendprogramm unter der Woche: mit Rosamunde-Pilcher-tiefen Blicken und Streicheln über grau melierte Schläfen und mit Betwäsche aus blauem Satin.

### Diesmal mit viel «Jeföhl» – bis zur Zerreihsprobe

Dazu bekommen wir dank gesprochenen Gedankenketzen mit, was in den beiden Köpfen so vor sich geht, und mit dem für «Tatort»-Filme eher ungewöhnlichen Stilmittel der Innensicht lässt sich glaubhaft die Verzweiflung transportieren, die sich in Ballauf breitmacht, als er merkt, dass seine Nicola Koch – gespielt von Jenny Schilly, Tochter des früheren Bundesministers Otto Schilly (worauf es im Film eine Referenz gibt) – doch enger verknüpft ist mit dem Fall, als es ihm lieb ist.

War der Erpresser ein Opfer eines seiner Opfer? Und warum hat Nicola ausgerechnet für die Autovermietung eine Mitglieds-karte, mit deren Fahrzeug der Mann überfahren wurde?

In den traditionell eher rausch-schnauzigen Kölner Krimis – Co-Ermittler Schenk (Dietmar Bär) bedient sich gern mal der eher altbackenen Formulierung «worauf du einen lassen kannst» – mischt sich diesmal viel «Jeföhl», und diese Gefühle lenken in die eine, der Fall in die andere Richtung. Es zeichnet sich ab, dass es irgendwann zur Zerreihsprobe kommen muss.

Wie sich das zwischen Ballauf und seiner Nicola entwickelt, hat einen Hauch von «Basic Instinct», weil der verliebte Kommissar bis zum tragischen Ende angetan bleibt von seiner Journalistin, obwohl er schnell einmal ahnt, dass sie nicht ganz mit offenen Karten spielt.

Ins Stocken gerät das Ganze nur, als sich in der Gegenwart eine Zeit lang überhaupt nichts mehr tut und die Handlung ausschliesslich durch neue Erkenntnisse aus Zeugenaussagen vorangetrieben wird. Die Längen im Drehbuch (Wolfgang Stauch) versucht die Regie hier mit einem bemüht-rasanten Zusammenschnitt zu überbrücken, was nicht so ganz glückt. «Alles, was uns jetzt noch retten kann, ist die Wahrheit», sagt Ballauf irgendwann zu ihr, eigentlich viel zu pathetisch für einen «Tatort», der zu dem Zeitpunkt aber längst ist, was viele andere Filme seiner Reihe nur zu sein versuchen: wirklich und glaubhaft tragisch.

Moritz Marthaler